

**Julian Barnes, Nichts, was man fürchten müsste, Köln 2010, ISBN 978-3-462-04186-6**



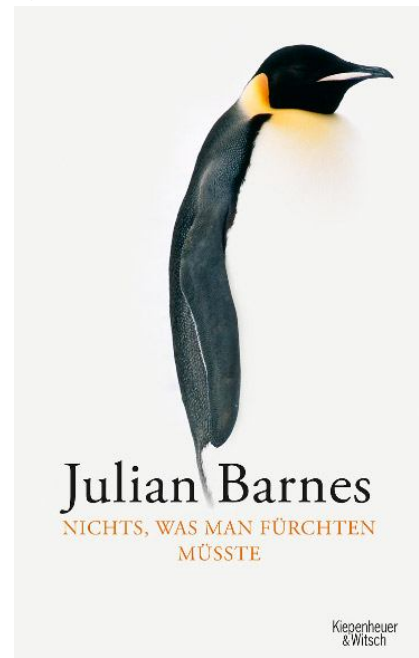
Der Sommer ist eigentlich keine Zeit, um an den Tod zu denken – das ist anderen Jahreszeiten vorbehalten. Und dennoch: Wir sind mitten im Leben – also auch mitten im Sommer – vom Tod umfassen. So gesehen ist es immer Zeit, sich mit der eigenen Endlichkeit zu beschäftigen. Julian Barnes, ebenso geistreicher wie intellektueller Autor von so wunderbaren Romanen wie „Arthur und George“ (2007) denkt in seinem – tja, kann man überhaupt sagen: Roman? – besser: umfangreichen Essay „Nichts, was man fürchten müsste“ über den Tod nach und über die Rolle, die Gott angesichts unserer Sterblichkeit spielt. Was ist das für ein Gott, der uns hervorbringt, damit wir durch den Tod vernichtet werden?

„Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn“, beginnt Barnes assoziativer Gedankengang, in den er eigene Erfahrungen, Erinnerungen, Rückblicke und Augenblicksbeobachtungen zu einander fügt. So fällt

dem Erzähler beispielsweise ein Schild am Bristol Cemetery auf, das „Lots Available“ verkündet, also freie Grabstätten bewirbt. Im Doppelsinne des Wortes sind es sogar viele freie Grabstellen. „Werbung muss sein, auch im Tod – das ist der American way“, folgert der Erzähler. Das alte Europa sei die Sache mit dem Himmelreich gemächlicher angegangen: einem langen Vermodern im Grab sei dann später Auferstehung und Jüngstes Gericht gefolgt, wann immer es Gott gefallen habe. Amerika mache mit einer Art „extremen Christentums“ gern mehr Tempo: „Auferstehung gleich nach dem Tod: das Non-plusultra einer ‚Tragödie mit Happy End‘.

Solche und ähnliche Beobachtungen und Gedanken erwarten den Leser des im Verlag „Kiepenheuer & Witsch“ erschienenen Buches, das in den Buchhandlungen vielleicht eher in den Auslagen der Abteilung Philosophie und weniger der Abteilung Belletristik angeboten wird. Eine facettenreiche, lebenskluge, in mehr als einem Sinne „religiöse“ Lektüre, die in zahlreichen aphoristischen Erkenntnissen Lebenssinn einzufangen sucht. So sagt der Erzähler beispielsweise einmal: „In jungen Jahren meinen wir, die Welt zu erfinden, wie wir uns selbst erfinden; später erkennen wir, wie sehr die Vergangenheit uns im Griff hat und immer hatte.“

Darüber hinaus ist es ein Buch der Gottsuche in einer immer gottloser und religionsvergessener werdenden Zeit, das Buch der Suche nach einem Gott, „an den ich nicht glaube, den ich aber dennoch vermisse“, wie der Erzähler sagt.



*Thomas Meurer*